

Harald Welzer

Wozu erinnern wir uns?

Einige Fragen an die Geschichtswissenschaften

Die Erinnerung ist ein Hund, der sich hinlegt, wo er will.

Cees Nooteboom

Die folgenden Überlegungen stellen Fragen an die Geschichtswissenschaft aus der Sicht der Sozialpsychologie und speziell der Gedächtnisforschung: Zunächst geht es um ›große‹ Fragen: was Gedächtnis ist, dann darum, was Geschichte ist, und schließlich um die Frage, was Wahrheit ist. Daran anschließend werden einige sozialpsychologisch wichtige Dimensionen von vergangenen Ereignissen, jeweils anhand von Beispielen, diskutiert und vor diesem Hintergrund einige Desiderata an die Adresse der Geschichtswissenschaft formuliert.

1. Was ist Gedächtnis?

Erinnerung hat, das gleich vorweg, *funktional* nichts mit Vergangenheit zu tun. Sie dient der Orientierung in einer Gegenwart zu Zwecken künftigen Handelns. Das war, evolutionär betrachtet, immer schon so, jedenfalls so lange, bis *Homo sapiens sapiens* auf den Plan trat. Der war mit einem besonderen Gedächtnis begabt und fing an, sich so zu erinnern, dass ihm bewusst war, dass er sich erinnerte. Was nicht ohne Folgen blieb.

Die meisten Tiere verfügen, wie übrigens Säuglinge auch, lediglich über ein Erfahrungsgedächtnis, das ihnen über die Lerntechniken der Habituation und Sensitivierung eine sich selbst optimierende Anpassung an die Bedingungen jener Umwelten ermöglicht, in denen sie existieren. Sie leben in einer unablässigen Gegenwart; ihre Gedächtnissysteme – das prozedurale, das perzeptuelle und das Priming-Gedächtnis¹ – sind implizit oder non-deklarativ, ihr Funktionieren setzt keinerlei Bewusstsein voraus. Bei Menschen entwickeln sich ontogenetisch bald

weitere Gedächtnissysteme: das semantische, das Wissen speichert, das episodische, das spezifische Ereignisse behält, und schließlich das autobiographische, das einen Raum-Zeit-Bezug, ein entwickeltes Selbstkonzept und eine emotionale Codierung voraussetzt. Bei Tieren ist da längst Schluss; selbst nicht-menschliche Primaten erreichen offenbar nur die semantische Ebene, und da es manchmal unklar ist, ob sie nicht doch mehr erinnern, spricht die Forschung hier etwas hilflos von »episodic-like memory«.²

Autobiographisches Gedächtnis entwickelt sich, worüber uns die Entwicklungspsychologie übereinstimmend mit der neurowissenschaftlichen Gedächtnisforschung lehrt, etwa mit dem dritten Lebensjahr eines Kindes, und es dauert bis zum Ende der Adoleszenz, bis es sich vollständig entfaltet – was man unter anderem daran ablesen kann, dass Menschen erst ab diesem Alter eine Lebensgeschichte erzählen können, die den sozialen Anforderungen an diesen Typ von Geschichte entspricht und durch ein hinreichendes Maß an Linearität und Kohärenz zusammengehalten wird (was auf den eminent sozialen und kulturellen Charakter des autobiographischen Gedächtnissystems verweist). Wie es phylogenetisch zum Entstehen dieses Gedächtnissystems gekommen ist, weiß kein Mensch; einen überzeugenden Vorschlag, wie es entstanden sein *könnte*, hat vor einigen Jahren der kanadische Kognitionspsychologe Merlin Donald vorgelegt.³

Jedenfalls ist die Fähigkeit, sich bewusst und selbstbezogen, autooetisch, erinnern zu können, Ergebnis einer komplexen phylo- und ontogenetischen Entwicklung und ein humanspezifisches Vermögen. Weil das so ist, haben nur Menschen Geschichte, Tiere nicht. Vom phylogenetischen Standpunkt ist zwar noch nicht ausgemacht, ob diese gattungsgeschichtliche Exzeptionalität des autooetischen Gedächtnisses einen langfristigen Überlebensvorteil bietet, aber gemessen an gewöhnlichen evolutionären Zeitmaßstäben bietet ein solches Gedächtnis einen ungeheuren Anpassungsvorteil, und zwar einen, der Geschichte allererst erzeugt. Denn die Verfügung über ein solches Gedächtnissystem schafft die Möglichkeit, die eigene Existenz in einem Raum-Zeit-Kontinuum zu situieren und auf eine Vergangenheit zurückblicken zu können, die der Gegenwart vorausgegangen ist. Ganz offensichtlich dient dieses komplexe Vermögen, »mentale Zeitreisen« (Endel Tulving) vornehmen zu können, dem Zweck, Orientierungen zukünftigen Handelns zu ermöglichen. Erlerntes und Erfahrenes kann auf diese Weise für die Gestaltung und Planung von Zukünftigem genutzt werden.

Um diese Orientierungsleistung zu ermöglichen, muss das autobiographische Gedächtnis aber noch drei weitere Merkmale aufweisen: Die Erinnerungen müssen einen Ich-Bezug haben, um sinnvoll genutzt werden zu können – das Kind scheut das Feuer nur dann, wenn es sich selbst verbrannt hat. Damit hängt zweitens zusammen, dass autobiographische Erinnerungen einen emotionalen Index haben,

also jeweils mit einem positiv oder negativ bewerteten Gefühl verknüpft sind, das anzeigt, welche Schlussfolgerungen aus dem Erinnern oder Wiedererkennen einer Situation sinnvoller Weise zu ziehen sind. Und drittens sind autobiographische Erinnerungen autoethisch, das heißt, wir erinnern uns nicht nur, sondern sind uns auch dessen bewusst, dass wir uns erinnern. Dieses Vermögen zur autoethischen Erinnerung liefert den unschätzbaren Vorteil eines bewussten, *expliziten* Abrufs von Erinnerungen. Das bedeutet, dass man sich willentlich in längst vergangene Situationen zurückversetzen kann, zum Beispiel, um sich eine Handlung und ihre nicht wahrgenommenen Alternativen vor Augen zu führen, um in einer analogen Situation in der Gegenwart ein breiteres Handlungsspektrum nutzen und eine begründete Entscheidung treffen zu können.

Mit der Möglichkeit, sich reflexiv zu dem zu verhalten, was einem widerfahren ist und wie man darauf reagiert hat, wird Gedächtnis in zwei Hinsichten auf eine funktional effizientere Ebene gehoben: Die Fähigkeit, sich selbst in einem Raum-Zeit-Kontinuum situieren zu können bedeutet, dass die eigene Umwelt planmäßig erschlossen und ausgewertet werden kann. Während ohne bewusstes Gedächtnis Reize und Reaktionen, Anforderungen und Antworten unmittelbar aufeinander folgen, eröffnet die Fähigkeit zum autoethischen Erinnern einen prinzipiell unendlichen Raum von Aufschüben zwischen den jeweiligen Anforderungen und den möglichen Reaktionen darauf. Ein solches Gedächtnis ermöglicht das Warten auf bessere Gelegenheiten, das Überstehen problematischer Situationen, das Entwickeln effizienterer Lösungen, kurz: es erlaubt Handeln, das auf Auswahl und Timing beruht. Ein solches Gedächtnis schafft Raum zum Handeln und entbindet vom unmittelbaren Handlungsdruck; genau genommen schafft es erst jenen Unterschied zum Agieren und Reagieren, den wir als ›Handeln‹ bezeichnen.

Zweitens, und damit zusammenhängend, schafft ein solches Gedächtnis die Möglichkeit, Gedächtnisinhalte zu externalisieren, aus dem einzelnen Organismus auszulagern: Angefangen von der einfachen Markierung eines Nahrungsverstecks über die Entwicklung symbolischer Austauschformen durch sprachliche Kommunikation bis zur Herausbildung von Schriftsprachen haben Menschen ganz einzigartige Formen der Repräsentation von Gedächtnisinhalten geschaffen, die wiederum die Entlastung von Handlungsdruck und die soziale Weitergabe von Erinnertem erlauben. Menschen können Informationen aufbewahren und kommunizieren; sie können sie mit der Erfindung von Schrift schließlich sogar an Menschen weitergeben, mit denen sie räumlich oder zeitlich nichts verbindet, womit sich ein Fundus von gespeichertem Wissen aufbaut, der die Beschränkungen der direkten Kommunikationen radikal überwindet. Neben das Engramm, die neuronale Einschreibung einer Gedächtnisspur, tritt das Exogramm (Merlin Donald), die externe Gedächtnisspur, die auf Dauer gestellt sein und auf die deshalb übertemporal zurückgegriffen werden kann.

1.1 Die sieben Sünden des Gedächtnisses

Die Verfügung über ein autooetisches, engrammatisches wie exogrammatisches Gedächtnis schafft erst Geschichte und damit die Voraussetzung für die Herausbildung von professionellen Agenten, deren Aufgabe die Rekonstruktion und Aufbewahrung von etwas ist, was physisch nicht mehr existiert: Vergangenheit. Die Frage also, wozu wir uns erinnern, an Historiker zu stellen, ist ein wenig paradox, verdanken sie ihre Existenz doch dem Umstand, dass wir uns erinnern können. Und das Paradox wird nicht milder dadurch, dass im Zuge der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft Erinnerung und Geschichte so weit auseinander getreten sind, dass sie als antipodisch gelten. Während die Geschichtswissenschaft den Geltungsbereich ihrer Aussagen mittels einer regelgeleiteten Sicherung von Quellen und deren Interpretationen festlegt und behauptet, verfährt Erinnerung nach ganz anderen, höchst subjektiven Kriterien: Erinnert wird so, wie es zu gebrauchen ist. Dass lebensgeschichtliche Erinnerungen oft eher wenig mit dem zu tun haben, was tatsächlich geschehen ist, dafür liefert die Gedächtnisforschung so überzeugende wie irritierende Befunde.

Daniel Schacter listet zusammenfassend »Seven Sins of Memory«⁴ auf:

1. Das Verblässen von Erinnerungen. Man kann davon ausgehen, dass Erinnerungen dann verschwinden, wenn sie nicht in Anspruch genommen werden; möglicherweise lösen sich die synaptischen Verknüpfungen der entsprechenden Engramme auf, wenn die Erinnerung nie abgerufen wird.⁵
2. Eine weitere Problematik des Erinnerns entsteht schon im Moment der Einspeicherung, denn natürlich ist unsere Wahrnehmung in jeder Situation, in der wir uns befinden, höchst selektiv. In das Langzeitgedächtnis werden also überhaupt nur jene Aspekte einer Situation überführt, denen unsere Aufmerksamkeit gegolten hat. Man kann sich das an den Tricks von Varieté-Zauberkünstlern klar machen, die darauf basieren, die Aufmerksamkeit der Zuschauer so sehr auf einen Aspekt der sichtbaren Situation zu fokussieren, dass diese andere Manipulationen selbst dann nicht wahrnehmen, wenn sie ganz unverdeckt vollzogen werden. Eine andere hübsche Evidenz zur selektiven Wahrnehmung liefert ein Experiment, in dem ein Experimentator Studenten auf dem Uni-Campus nach dem Weg zu einem bestimmten Gebäude fragte. In dieser Situation traten zwei Handwerker auf, die eine große Tür zwischen dem Studenten und dem Experimentator hindurchtrugen. Im Augenblick der Verdeckung wurde der Experimentator durch eine andere Person ausgetauscht. Lediglich sieben von fünfzehn Testpersonen bemerkten, dass sie nach der Unterbrechung mit jemand anderem sprachen. Hier spielt offensichtlich eine Rolle, dass Personen nach Kategorien

wahrgenommen werden; es ist einfach im Regelfall nicht wichtig, sich die Charakteristika einer Person einzuprägen, die einen nach dem Weg fragt und die man danach nie wiedersehen wird. Kriminalisten können eine unendliche Fülle analoger Erinnerungsfehleistungen aus Zeugenverhören berichten.

3. Oft scheint der Abruf von Erinnerungen irgendwie blockiert. Hierbei handelt es sich meist um temporäre Schwierigkeiten, etwas klar zu erinnern; man hat das Gefühl, es »läge einem auf der Zunge« (weshalb diese Blockierung auch als TOT(*tip-of-the-tongue*)-Phänomen bezeichnet wird). Man geht davon aus, dass andere Erinnerungspartikel mit jener Erinnerung interferieren, die man abzurufen beabsichtigt; interessanterweise ist man sich selbst in solchen Situationen ja auch ziemlich sicher, dass man das richtige Wort oder den richtigen Namen, nach dem man gerade sucht, weiß, ihn aber nicht abrufen kann. Da der Erinnerungsabruf offensichtlich in der Aktivierung eines assoziativen Musters besteht, würde ein Interferieren anderer Assoziationen einer korrekten Aktivierung tatsächlich auch im Wege stehen. Deshalb fällt einem oft zu einem späteren Zeitpunkt, wenn es um andere Dinge geht, der gesuchte Name ganz von selbst wieder ein.⁶
4. Ein sehr weites Feld bilden die Fehlerinnerungen. Der problemlose Import falscher Erinnerungen in die eigene Lebensgeschichte etwa geht darauf zurück, dass wir uns zwar korrekt an einen Zusammenhang erinnern können, uns aber häufig in der Quelle vertun, aus der wir diese Erinnerung schöpfen – weshalb etwa auch Bücher oder Filme zur Quelle von Erinnerungen werden können, die man als die eigenen empfindet. Ein fatales Beispiel einer solchen Quellen-Verwechslung (*source confusion*) lieferte unfreiwillig der Gedächtnisforscher Donald Thomson, der von einem Vergewaltigungsopfer auf das Genaueste als der Täter beschrieben und wiedererkannt wurde. Zu seinem Glück hatte Thompson ein gutes Alibi: Im Augenblick des Verbrechens war er nämlich live im Fernsehen zu sehen, wo er ein Interview zum Thema Erinnerungsverzerrung gab. Auch wenn es kaum zu glauben ist: Die vergewaltigte Frau hatte zufällig unmittelbar vor der Gewalttat diese Sendung mit Thompson gesehen und in ihrer Täterbeschreibung eben jene Fehlattribuierung vorgenommen, in welcher der Täter wie der Interviewte aussah.⁷ Quellen-Verwechslungen und Quellen-Amnesie spielen gelegentlich auch eine Rolle in urheberrechtlichen Streitigkeiten, etwa wenn die Melodie eines Schlagers anscheinend plagiiert wurde. Auch in solchen Fällen von *unintended plagiarism* kann die Ursache eine Quellen-Verwechslung sein und der Komponist ganz unabsichtlich eine Melodie, die er in Wahrheit von irgendwoher kannte, als seine eigene Kreation verstanden haben. In diesem Zusammenhang sei noch auf die Bedeutsamkeit der visuellen Repräsentanz von Erinnerungen hingewiesen: Gerade das, was einem »noch genau

vor Augen steht«, wie man sagt, wovon man also noch jedes Detail buchstäblich zu sehen glaubt, stettet den sich Erinnernden mit der felsenfesten Überzeugung aus, dass das, woran er sich erinnert, auch tatsächlich geschehen ist. Erstaunlicherweise und subjektiv äußerst schwer nachvollziehbar liegt das aber nicht unbedingt daran, dass sich das Geschehen erst auf der Netzhaut und dann im Gehirn nachgerade eingebrannt hat, sondern daran, dass sich die neuronalen Verarbeitungssysteme für visuelle Perzeptionen und für phantasierte Inhalte überlappen, so dass auch rein imaginäre Geschehnisse mit visueller Prägnanz ›vor den Augen‹ des sich Erinnernden stehen können. Gerade hier ist die Diskrepanz zwischen der subjektiven Überzeugung, sich genauestens zu erinnern, und dem Artefaktischen der Erinnerung am größten.⁸

5. Einen wichtigen Aspekt bei Fehlerinnerungen aufgrund von Quellen-Amnesien und -Verwechslungen stellt Suggestibilität dar, die in spezifischen Situationen wie etwa psychotherapeutischen Settings besonders hoch sein und zur Generierung von lebensgeschichtlichen Erinnerungen führen kann, die keine Entsprechung in der faktischen Lebensgeschichte haben. Ein besonders spektakuläres Beispiel hierzu stellt der Fall des Schriftstellers Binjamin Wilkomirski dar, der seine Kindheitserfahrungen im Konzentrationslager in einem äußerst erfolgreichen Buch veröffentlichte.⁹ Es stellte sich allerdings bald heraus, dass Wilkomirski in Wahrheit Bruno Dösseker heißt, bei Schweizer Adoptiveltern aufgewachsen war und faktisch nie etwas mit dem Holocaust zu tun gehabt hatte. Doch über die Jahre hatte er sich durch Besuche in Lagern, entsprechende Lektüre und mit einem gewissen suggestiven Feedback aus Psychotherapien eine Opfer-Identität zugelegt, an die er offenbar selbst glaubte.¹⁰
6. Erinnerungen werden verzerrt. Grundsätzlich ist es so, dass uns vorhandene Überzeugungen und Einstellungen in Bezug auf Menschen und Situationen dazu veranlassen, diese auch entsprechend selektiv wahrzunehmen und gemäß unserer Kategorisierungen zu erinnern. Einer der frühen Erinnerungsforscher, Frederic Bartlett, hat dazu eine klassische Studie vorgelegt, in der er britischen Studenten eine für sie exotische Geschichte aus einem ethnologischen Forschungsbericht vorlegte, die sie lesen und anschließend nacherzählen sollten. Dabei kamen zwei experimentelle Settings zur Anwendung: In dem einen wurde die Versuchsperson aufgefordert, die Geschichte jemand anderem weiterzu-erzählen, dieser hatte sie dann einem Dritten zu erzählen usw. – eine Variante des Kindergeburtstagsspiels »Stille Post«, allerdings mit einem komplexeren Inhalt. Dieses Verfahren bezeichnete Bartlett als »serielle Reproduktion«. In einem zweiten Setting wurde jeweils dieselbe Versuchsperson in Zeitabständen darum gebeten, die Geschichte erneut zu erzählen (»wiederholte Reproduktion«). Bartlett zeichnete die Variationen akribisch auf und notierte im Fall der wiederholten

Reproduktion schon bei der zweiten Wiedergabe nach etwa 20 Stunden signifikante Abweichungen von der Originalgeschichte: Erstens wurde die Geschichte kürzer, zweitens wurde ihr narrativer Stil »moderner«, drittens bekam sie eine – aus Sicht der westlichen Kultur – logischere und kohärentere Struktur.¹¹ Diese Veränderungen behielten die Richtung bei, wenn die Versuchspersonen, zum Teil nach Jahren, erneut gebeten wurden, die Geschichte noch einmal zu erzählen, woraus Bartlett den Schluss zog, dass vorhandene kulturelle Schemata die Wahrnehmung und dementsprechend die Erinnerung in so hohem Maße prägen, dass Fremdes auf subtile und vom sich Erinnernden unbemerkte Weise zu Eigenem wird. Bartletts Befunde verweisen nicht nur darauf, dass die Wahrnehmung, die Einspeicherung und der Abruf von Erinnerungen kulturellen Schemata folgt, sondern auch darauf, dass Erinnerung in hohem Maße konstruktiv ist, indem sie den jeweiligen selbstbezogenen und kulturellen Sinnbedürfnissen der sich erinnernden Personen folgt. In einer Reihe neuerer Studien ist nachgewiesen worden, wie unterschiedliche Informationen über das Ende erzählter Geschichten die Nacherzählungen beeinflussen – die Reproduktionen werden in Richtung auf das jeweilige Ende hin verzerrt (*retrospective bias*).¹²

7. Schließlich ist noch das Problem der Persistenz von Erinnerungen zu erwähnen, d. h. dass einem etwas »nicht aus dem Sinn geht«, obwohl man sich nicht daran erinnern möchte. Dieses Phänomen tritt besonders im Zusammenhang traumatischer Erfahrungen oder depressiver Erkrankungen auf und führt etwa dazu, dass die Patienten ständig über negative Ereignisse und schlechte Erfahrungen nachgrübeln. In diesen Symptombereich gehört auch die Übergeneralisierung solcher Erinnerungen in der Weise, dass etwa der ganze Lebensabschnitt, in den eine negative Erinnerung fällt, in dieser Tönung gesehen wird.

Zusammenfassend hat Wolfgang Hell geschrieben:

Eine emotionale Voreingenommenheit in eine Richtung, wiederholtes Abfragen, Suggestionen und vieles andere kann eine falsche Erinnerung auslösen, die für die Betroffenen so real wie eine richtige Erinnerung ist und die für die Zuhörer dieser Erinnerung durch die Lebendigkeit der Schilderung absolut glaubwürdig wirkt. Bei Kindern ist dieser Effekt noch stärker als bei Erwachsenen.¹³

Wir haben uns angewöhnt, scheinbare Dysfunktionen des Gedächtnisses wie Vergessen, Verwechseln etc. als etwas prinzipiell Negatives aufzufassen. Aber vieles von dem, was uns im Alltag als ärgerliches Versagen des Gedächtnisses erscheint, ist – wenigstens seiner Ursache nach – höchst funktional. Vergessen ist konstitutiv für

die Fähigkeit des Erinnerns überhaupt, denn wenn wir alles erinnern würden, was im Strom der Ereignisse und im Inventar der Dinge, die uns in jedem Augenblick umgeben, prinzipiell wahrnehmbar und damit erinnerbar ist, hätten wir nicht die geringste Möglichkeit, uns zu orientieren und Entscheidungen darüber zu treffen, was als Nächstes zu tun ist. Vergessen zu können ist also eine höchst funktionale adaptive Fähigkeit. Auch Blockierungspänomene gehen wahrscheinlich auf eine adaptive Funktion zurück, nämlich die Inhibierung, die notwendig dafür ist, dass wir beim Abruf von Gedächtnisinhalten genau dasjenige erinnern, was wir gerade benötigen und eben nicht alles andere auch noch. Blockierung ist mithin lediglich ein kleinerer Betriebsunfall in einem ansonsten höchst funktionalen System des gezielten Abrufs. Dasselbe gilt für die Selektivität der Wahrnehmung. Wir sehen in erster Linie das, worauf sich unser aktuelles Interesse richtet, alles andere verschwindet an den unscharfen Randbereichen unserer Aufmerksamkeit. Jeder weiß, wie eng die Aufmerksamkeit fokussiert ist, wenn man einen bestimmten Gegenstand, etwa einen Zettel mit einer Telefonnummer, in einer Schublade voller Papiere, Notizen, Visitenkarten etc. sucht. Aber auch generell finden aus einer beliebigen Situation nur die allerwenigsten Merkmale Eingang in das Arbeitsgedächtnis, und von dort wandert, wie gesagt, wiederum nur das wenigste in die Langzeitgedächtnissysteme weiter. Auch in den Vorgängen der Einspeicherung, der Aufbewahrung, des Abrufs und der erneuten Einspeicherung findet Selektion statt. Die Engramme, die Erinnerungen neuronal repräsentieren, können sich auflösen, wenn sie nicht aktiviert werden; in der Abrufsituation geht es gelegentlich nur um einen einzigen Aspekt eines komplexen Erinnerungszusammenhangs; beim Rückspeichern werden Merkmale der Situation, in der die Erinnerung abgerufen wurde, mit abgespeichert. Kurz, unsere Erinnerungsinhalte unterliegen in hohem Maße gebrauchsbhängigen Veränderungen. Das autobiographische Gedächtnis befindet sich also notwendig in einem stetigen Wandlungsprozess.

Das autobiographische Gedächtnis unterscheidet nicht zwischen ›wahren‹ und ›falschen‹ Erinnerungen;¹⁴ beide fühlen sich gleich an. Und streng genommen ist es ja nach allem, was bisher dargestellt wurde, analytisch fragwürdig, eine Unterscheidung zwischen ›wahr‹ und ›falsch‹ im Zusammenhang von Erinnerungen überhaupt zu machen. Eine solche Unterscheidung hat zweifellos juristische und moralische Relevanz und ist insofern im sozialen Alltag von enormer Bedeutung; erinnerungstheoretisch ist sie aber weitgehend irrelevant, und das hat seinen guten evolutionären Grund, da das Gedächtnis funktional auf die Bewältigung gegenwärtiger Anforderungen ausgerichtet ist.

Die Gesamtdiagnose lautet also, dass das Gedächtnis ein höchst erfinderisches mentales Vermögen darstellt, das völlig utilitaristisch als *eigene* Erinnerung betrachtet, was auch aus anderen Quellen, etwa aus Erzählungen oder Filmen, stammen

kann, was durch Kommunikation vielfältig überschrieben und umgeformt wurde oder überhaupt erfunden ist. Das Medium von Erinnerung ist die Gegenwart; nach ihrer Maßgabe wird Erinnerung rekonstruiert. Das Medium der Geschichtswissenschaft ist die Vergangenheit, und in diesen verschiedenen Bezügen wie in der höchst unterschiedlichen Epistemologie von Wissenschaft und Alltag liegt begründet, warum Zeitzeugen als die natürlichen Feinde der Historiker gelten.

Neuerdings wird vor dem Hintergrund der Befunde der Gedächtnisforschung sogar ein Generalverdacht gegen die Historiker-Zunft formuliert, da alle Daten, mit denen Geschichtswissenschaftler arbeiten und immer gearbeitet haben, in irgendeiner Weise gedächtniskorreliert seien und damit prinzipiell anfällig für Verformungen, Verzerrungen, Konstruktionen. Johannes Fried, der sich für die Untermauerung dieses Generalverdachts sowohl auf historische Fälle geradezu abenteuerlicher Erinnerungstäuschungen wie auf zahllose einschlägige Befunde der neurowissenschaftlichen Gedächtnisforschung stützt,¹⁵ fordert denn auch nicht weniger als die Entwicklung einer »neurokulturellen Geschichtswissenschaft«,¹⁶ da nur sie in der Lage wäre, wenigstens den größten Fehlschlüssen zu entgehen.

So avanciert sich das anhört, so traditionell ist es doch, denn bei genauerem Hinsehen entpuppt sich der Vorschlag als die letztlich technische Empfehlung, die Interpretation von historischen Quellen durch Berücksichtigung neurowissenschaftlicher Erkenntnisse besser abzusichern, also als *pure normal science*. Tatsächlich bleibt Frieds Vorschlag hinter den fundamentalen Implikationen einiger neurowissenschaftlicher Erkenntnisse weit zurück; genauso weit übrigens wie hinter der nicht gerade neuen geschichtstheoretischen Erkenntnis, dass jede geschichtswissenschaftliche Aussage zeit- und wertgebunden ist und sich an eine spezifische Poetisierungsstrategie zu halten hat, wenn sie kommunizierbar sein will.¹⁷ Denn Fried hält durchgängig an der Vorstellung fest, dass es so etwas wie historische Wirklichkeit tatsächlich *gäbe*, wenn sie nur mit den richtigen Instrumenten erschlossen werden *würde* – weshalb er wiederholt von »Verformungen« des Geschehenen durch das Gedächtnis spricht. Aber, und da wäre ich bei meiner ersten Frage an die Geschichtswissenschaft, gibt es denn eigentlich im kommunikativen Raum der Sicherung und Deutung von Vergangenheitsbeständen so etwas wie eine *ungeformte* historische Entität, ein Faktum, ein Datum, das jenseits seines Gebrauchs durch die Historiker ein unentdecktes, aber authentisches Dasein führte?

2. Was ist Geschichte?

Die Regulierung der Uhren beruht
auf der Regelmäßigkeit der Naturbewegungen (...).
Aber was wüssten wir von der natürlichen Chronologie
ohne unser Uhrensystem?

Jean Piaget

Menschen sind Wesen, die aus der langsam verlaufenden biologischen Evolution herausgetreten sind, indem sie einen ungeheuer effizienten Entwicklungsbeschleuniger eingeführt haben: die kulturelle Weitergabe von Erfahrung und Wissen. Voraussetzung dafür war ein autozoetisches, reflexives Gedächtnis, denn ohne ein solches gibt es keine Möglichkeit der Auslagerung von Gedächtnis, von Symbolisierung, von Aufbewahrung. Der Entwicklungspsychologe Michael Tomasello¹⁸ hat auf der Basis vergleichender Säuglings- und Primatenforschung die Theorie aufgestellt, dass das Beherrschen symbolischer Kommunikationsformen einen evolutionären Fortschritt ums Ganze bedeute: die Schaffung einer Möglichkeit der *kulturellen Weitergabe* von Erfahrungen im Medium der sprachlichen Kommunikation, argumentiert Tomasello, beschleunige die langsame biologische Evolution mit den Mitteln des Sozialen. Darauf gehe die atemberaubende und sich permanent steigernde Entwicklungsgeschwindigkeit der Evolution menschlicher Existenzformen zurück: Kulturelle Weitergabe ermögliche es, dass die jeweils folgenden Generationen auf der Basis der gemachten und in soziale Praktiken überführten Bewältigungserfahrungen ihre Entwicklungsmöglichkeiten auf jeweils höheren Erfahrungsniveaus ansetzen und entfalten können. Dieser Gedanke ist nicht ganz so neu, wie Tomasello glaubt: Bereits in den 1950er und 1990er Jahren sind theoretische Überlegungen in dieselbe Richtung angestellt worden,¹⁹ die aber hinsichtlich ihres Einflusses auf die Disziplinen, die sich mit dem Gehirn, dem Bewusstsein, dem Gedächtnis etc. beschäftigen, genauso folgenlos geblieben sind wie für die Sozialwissenschaften und die Geschichtswissenschaften.

Wir können also die soziale Existenzform von Menschen selbst als eine supranaturale adaptive Umgebung auffassen, in der die nachwachsenden Generationen ihre Entwicklung sozial jeweils auf jener Stufe ansetzen, die die Vorgängergeneration erreicht und kultiviert hat. Man kann das sehr klar an einem sozialen Orientierungsmittel wie ›Zeit‹ illustrieren. Die Verfügung über einen Zeitbegriff ist, wie gesagt, essentiell für das autobiographische Gedächtnis, aber wie die zu Beginn dieses Abschnitts zitierte Frage Jean Piagets andeutet, begeben wir uns in eine höchst merkwürdige Situation, wenn wir über Zeit sprechen, Zeit messen, Kindern die Uhr erklären oder beschreiben, wie sich Zeitbegriffe bilden. Denn Zeit ist, so objektiv

sie abzulaufen scheint und so klar definiert sie etwa als physikalische Zeit zu sein scheint, zunächst nichts anderes als ein – wie Norbert Elias sagen würde – menschliches Orientierungsmittel auf hohem Syntheseniveau. Es bedurfte phylogenetisch einer außerordentlich langen Entwicklungszeit, bis Menschen lineare, regelmäßige und abstrakte Zeitintervalle operationalisiert hatten, mit deren Hilfe sie zum einen Ordnung in experimentell oder direkt beobachtbare Abläufe bringen konnten und zum anderen jene enormen Synchronisierungsleistungen hervorbringen konnten, die unterschiedlichste Menschen mit unterschiedlichsten Funktionen an unterschiedlichsten Orten innerhalb einer einzigen temporalen Matrix zusammenschalten. Diese Synchronisierung erfordert für das einzelne Subjekt ein temporal organisiertes Selbstkonzept, was nichts anderes ist als das autobiographische Gedächtnis.

Zeit ist also zunächst eine Kategorie sozialer Übereinkunft. Zu ihrer heute gebräuchlichen und standardisierten Form kam es erst relativ spät; ihr Beginn fällt mit dem der experimentellen Naturwissenschaft zusammen. So führt etwa Galilei zur Messung von Fallgeschwindigkeiten und ballistischen Bahnen ein kontinuierliches drittes Maß ein, nämlich jene Menge Wasser, die im Beobachtungszeitraum aus dem immer gleich großen Loch im Boden eines Eimers herausfließt, um an diesem Maßstab die unterschiedlichen Geschwindigkeiten fallender Objekte zu vergleichen. Man muss sich solche, heute trivial erscheinende Operationen noch einmal vor Augen führen, um sich klar zu machen, dass die Einheiten, die wir zur Messung scheinbar objektiver Zeitabläufe heranziehen, völlig willkürlicher Natur sind und lediglich dem Kriterium von sozialer Standardisierung genügen müssen, um ihre Aufgabe zu erfüllen.

Zeit ist also keineswegs etwas Objektives, weshalb genialische naturwissenschaftliche Bemühungen wie Stephen Hawkings *Kleine Geschichte der Zeit*, so berühmt sie sind, leider das Thema verfehlen. Zeit ist ein historisch relativ junges, sozial erzeugtes Orientierungsmittel, das uns deshalb als etwas Abstraktes und Verdinglichtes gegenübertritt, weil wir Zeit vor allem auch als ein Regulativ erleben, das unser Leben strukturiert und unsere Vergänglichkeit mit Nachdruck dokumentiert. Und sie tritt uns vor allem deshalb als etwas scheinbar Objektives gegenüber, weil wir in unserer eigenen Ontogenese einen Zeitbegriff gebildet haben, der sich auf etwas zu beziehen *scheint*, das unabhängig von uns existiert.

An diesem Doppelcharakter der Zeit – dass sie einerseits als etwas Objektives (und zuweilen höchst Lästiges) in der subjektiven Erfahrung erscheint und andererseits gar kein ontologisches Substrat hat, sondern sozial gebildet ist – kann man das grundlegende Prinzip der menschlichen Phylo- und Ontogenese verdeutlichen: Die Ausstattung menschlicher Entwicklungsumgebungen ist sozialer und kultureller Natur. Wenn auf der Ebene der Phylogenese seit etwa viertausend Jahren Zeitkonzepte entwickelt werden, die soziale Zeit zunehmend von abstrakter Zeit entkoppeln, dann bedeutet das ontogenetisch, dass diese Auffassung von Zeit immer schon

Teil der Entwicklungsumwelt ist, in der das Kind heranwächst. Dasselbe gilt auch für die Sprache und jedes andere symbolische Orientierungsmittel, das Menschen im Zuge der Phylogenese entwickelt haben, und dies alles gewährleistet eine Entwicklungsdynamik der Spezies, die sich von jener der Tiere unterscheidet und mittels Speicherung und Weitergabe von Erfahrung und Wissen, also durch Tradierung und Traditionsbildung erreicht wird.

Möglich wird dieser Sprung aus der Evolution heraus dadurch, dass Menschen über ein Gehirn verfügen, dessen eigene Organisation sich erst in der Auseinandersetzung mit einer spezifischen Umwelt strukturiert. Die neuronale Struktur des menschlichen Gehirns bildet sich nutzungs- und erfahrungsabhängig. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Menschen hinsichtlich ihrer Hirnreifung völlig unfertig auf die Welt kommen und diese erst im jungen Erwachsenenalter abgeschlossen wird – bis dahin sind soziale und biologische Entwicklungsaspekte Teile ein- und desselben Vorgangs. Deshalb sind Menschen einzigartig anpassungsoffen und modulationsfähig. Die schier unerschöpfliche Flexibilität der menschlichen Hirnorganisation zeigt sich auch daran, dass es hirnbioologisch und -anatomisch keinerlei Unterschied zwischen den Menschen der Gegenwart und jenen Menschen gibt, die vor 200.000 Jahren gelebt haben. Unser Gehirn sieht genauso aus wie das ihre, und vermutlich leistet es auf der Ebene seiner Hardware auch nicht mehr. Dieser erstaunliche Befund gibt in etwa die Dimension der co-evolutionären Beschleunigung durch die menschliche Kultur an. Zugleich bedeutet es, dass man sich – würde man mit der heutigen Physis aufgrund irgendeines H. G. Wells-Zeitmaschinenwunders in jenes Zeitalter hineingeboren – exakt im Rahmen jener kulturellen Bedingungen entwickeln würde, die damals herrschten, und es wäre keineswegs ausgemacht, ob man ausgerechnet derjenige würde, der das Rad erfindet. Umgekehrt bedeutet dieser Befund, dass das Kind eines Homo sapiens sapiens, würde es in unserer Welt aufwachsen, dieselben Fähigkeiten hätte, Jet-Pilot oder Computer-Hacker zu werden, wie jedes andere Kind der westlichen Hemisphäre auch. Alles, was sich in den vergangenen 200.000 Jahren im menschlichen Leben und Zusammenleben getan hat, und das ist offensichtlich eine Menge, geht auf die Selbstveränderung von Menschen in der Veränderung ihrer adaptiven Umgebungen zurück. Das heißt: Evolution bedeutet biologisch nichts anderes als den Vorgang der Genese und die Bereitstellung von Potential für Entwicklung, was im Übrigen eine ausgesprochen klassische Definition von Evolution ist.²⁰ Sie liefert Entwicklungsmöglichkeiten, die so oder so, besser oder schlechter, optimal oder suboptimal ausgewertet werden können. Die human-spezifische kulturelle Evolution nutzt also einfach ein Entwicklungspotential, das die biologische Evolution einer bestimmten Primatenart eröffnet hat.

Die außergewöhnlich lange Entwicklungszeit des menschlichen Gehirns bedeutet zugleich, dass eine sehr viel engere und länger anhaltende Vernetzung mit

anderen Menschen, in der Regel den Eltern, gewährleistet sein muss, damit ein sich entwickelndes Kind sein Potential auch einigermaßen ausschöpfen kann. Die menschliche Ontogenese ist daher in viel höherem Maße *sozial* als die anderer Lebewesen. Was phylogenetisch auch immer die Ursache für die Emergenz symbolischer Kommunikationsformen gewesen sein mag, ein zentrales Unterscheidungsmerkmal zwischen Primaten und menschlichen Primaten ist jedenfalls in einer fundamentalen Differenz der sozialen Organisation ihrer Überlebensgemeinschaften zu suchen. Während nicht-menschliche Primaten innerhalb ihrer Überlebensgemeinschaft um Nahrungsmittel konkurrieren und ein Sozialsystem entwickelt haben, das durch strikte Hierarchisierung und eine unumstößliche soziale Ordnung die Ernährungs- und Fortpflanzungserfordernisse der Gruppe reguliert, setzen menschliche Überlebensgemeinschaften auf ein völlig anderes Prinzip: auf Kooperation. Kooperation steigert die Potentiale der Einzelnen, indem sie Fähigkeiten und Kräfte bündeln, kombinieren, kumulieren kann und damit ihrerseits neue Potentiale zu entfalten in der Lage ist. Gerade darum sind menschliche Überlebensgemeinschaften prinzipiell kommunikative Gemeinschaften, denn Kooperation setzt natürlich Kommunikation voraus. Darum ist »readyness for communication« (Colwyn Trevarthen) ein zentrales Ausstattungsmerkmal von Neugeborenen, die einige Monate später um die Fähigkeit zur Intersubjektivität erweitert wird.

Das alles heißt aber auch: Wenn wir über die Phylo- und Ontogenese von Menschen sprechen, fallen Natur- und Kulturgeschichte zusammen, und diese Erkenntnis beseitigt aus meiner Sicht gleich zwei der größten Denkhindernisse der modernen Wissenschaftsgeschichte, nämlich zum einen den auf Descartes zurückgehenden Leib-Seele-Dualismus, der bis heute viele Philosophen, Psychologen, Kulturosoziologen und -historiker in Atem und die Neurowissenschaftler in ihrem deterministischen Bann hält. Zum anderen werden die Fragen nach Natur und Kultur, Anlage und Umwelt, Instinkt und Lernen usw. obsolet, die prä tendieren, es gäbe im Bereich des Humanen das eine ohne das andere.

Wie soll man nun diese supranaturale adaptive Entwicklungsumwelt, in deren Zentrum der Mechanismus der kulturellen Weitergabe steht, nennen? Ich würde sagen: *Geschichte*. Während wir es bis zum wundersamen Erscheinen des Homo sapiens sapiens nur mit einem Entwicklungsprinzip, nämlich dem evolutionären, zu tun haben, kommt mit seinem Erscheinen ein zweites Entwicklungsprinzip, nämlich das geschichtliche, in die Welt. Neben die Biosphäre tritt, um mit Julian Huxley zu sprechen, die Noosphäre. Was also ist Geschichte? Die gewordene co-evolutionäre Entwicklungsumwelt des Menschen bis zum jeweils aktuellen Zeitpunkt.

Menschen sind daher in einem sehr tiefen Sinn historische Wesen, und die Richtigkeit des berühmten Gadamerischen Satzes: »In Wahrheit gehört die Geschichte nicht uns, sondern wir gehören ihr« bestätigt sich in dieser Sicht auf neue Weise.

Freilich wird damit Geschichtswissenschaft *zirkulär*, wird sie Selbstaufklärung über das Gewordensein ihrer selbst und ihrer Erkenntnismittel. Geschichte als supra-naturale adaptive Entwicklungsumwelt umfasst selbstverständlich Geschichte als Wissenschaft und all ihre Methoden und Erkenntnisziele, die in stetem Wandel begriffen sind. Das bedeutet zugleich, dass die Definitionen der Erkenntnisziele, -mittel und -gegenstände der Geschichtswissenschaft selbst historisch kontingent sind, weshalb es mit ihrem Wahrheitsbegriff so eine Sache ist.

3. Was ist Wahrheit?

Die Frage: »Was ist Wahrheit?« ist unmittelbar an diese co-evolutionäre historische Daseinsform des Menschen gebunden, denn diese Daseinsform steht und fällt mit einem grundsätzlichen Vermögen, mit dem Menschen – und nur Menschen – ausgestattet sind, nämlich der Fähigkeit zur Intersubjektivität. Da Tiere kein auto-noetisches Gedächtnis haben, verfügen sie, wie gesagt, über keine Differenzierung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie können sich nichts vorstellen und nichts planen. Sie existieren in einem totalen Hier und Jetzt, und in ihrem Gedächtnis geht es nicht um Vergangenheit, sondern um die Bewältigung der Anforderungen, die die Gegenwart ihnen stellt. Sie können zum Beispiel darauf zurückgreifen, dass in ihrem Gedächtnis gespeichert ist, wo sie Nahrung versteckt haben, welche Orte oder Lebewesen für sie gefährlich sind, welche Begegnungen sie besser meiden, welche Techniken sie zum Angeln von Termiten oder zum Aufknacken einer Nuss anwenden müssen, aber wenn sie diese ›Erinnerungen‹ abrufen, wissen sie nicht, dass sie sich erinnern. In diesem Universum gibt es keine Wahrheit, sondern allenfalls ein binäres Registrieren des Erfolgs oder Misserfolgs von Aktionen. Der Abruf einer gespeicherten Information erfolgt in direkter Reaktion auf die situativ wahrgenommene Anforderung – dass Nahrung gefunden, ein sicherer Platz gesucht, ein Fressfeind abgewehrt werden muss. Die Erinnerung ist prozedural und exekutiert voreingestellte und/oder erlernte Abläufe. Ein reines Erfahrungsgedächtnis hat weder eine retrospektive noch eine prospektive Dimension, weshalb ein satter Löwe keine Gefahr für ein Zebra darstellt, ein satter Mensch aber schon.

Das Erfahrungsgedächtnis bleibt in einem Universum der Unmittelbarkeit befangen, aus dem es sich nicht – durch Innehalten und Nachdenken, durch Aufschub und Planung – lösen kann. Das bedeutet zugleich, dass die Erfahrungen, die gemacht werden, in einem vollständigen Sinn ›privat‹ sind: Sie können nicht ausgetauscht werden, weil die Fähigkeit zur Intersubjektivität, zur Übernahme der Perspektive eines Anderen, fehlt. Deshalb ist das Verhaltensrepertoire der nicht-menschlichen Primaten im Vergleich zum Menschen so begrenzt und auch – wie bei von Men-

schen aufgezogenen Primaten – nur in engen Grenzen erweiterbar. Obwohl wir mit unserem genetisch nächsten Verwandten, dem Schimpansen, ungefähr 99 Prozent des Gencodes teilen, gestaltet sich unsere soziale Existenz zu 100 Prozent anders.

Primaten können in sozialer Hinsicht eine Menge. Zum Beispiel können sie Individuen in ihren sozialen Gruppen erkennen, Beziehungen mit anderen Individuen aufgrund von Verwandtschaft und dem Rang in der Dominanzhierarchie eingehen, das Verhalten von Individuen anhand ihres emotionalen Zustands und ihrer Bewegungsrichtung antizipieren, verschiedene Typen sozialer und kommunikativer Strategien verwenden, um Gruppenmitglieder im Hinblick auf begehrte Ressourcen auszustechen und sich auf verschiedene Formen sozialen Lernens einlassen, bei denen sie wichtige Dinge von ihren Artgenossen lernen.²¹

Allerdings beschränkt sich Lernen bei Primaten weitgehend auf das Lernen aus Erfahrung und auf ›Emulationslernen‹ – diese Form des Lernens bezeichnet das Registrieren einer Zustandsveränderung, die ein Artgenosse bewirkt hat, nicht aber der Strategie, die er für diese Zustandsveränderung eingesetzt hat (so etwa, wenn ein Primatenjunges lernt, dass sich unter am Boden liegenden Ästen Insekten befinden können, weil seine Mutter einen solchen Ast anhebt). Nach Tomasello lernt es dabei, dass man an solchen Stellen Insekten finden kann, was aber auch der Fall sein kann, wenn der Ast aufgrund irgendeiner anderen Ursache plötzlich entfernt worden wäre.²² Dieser Punkt ist von enormer Wichtigkeit, weil menschliche Kinder darüber hinaus zum ›Imitationslernen‹ fähig sind, was bedeutet, dass sie das Verhalten und die Strategien Anderer beobachten und zu imitieren versuchen, um zu einem bestimmten Ziel zu gelangen. Imitationslernen hat mit einer spezifischen Bezogenheit auf das zu tun, was andere Menschen machen. Nicht-menschliche Primaten sind dagegen zum Imitationslernen kaum in der Lage, und es sind vorwiegend Tiere, die in einer menschlichen Umgebung aufgewachsen sind, die rudimentäre Formen von Imitationslernen zeigen. Trotz ihrer vielfältigen und – besonders gegenüber anderen Säugetieren – beeindruckenden Fähigkeiten sind nicht-menschliche Primaten zu *einer* zentralen kommunikativen Leistung nicht in der Lage: sich an den Aktionen anderer zu orientieren, sie zu imitieren und in diesem Vorgang der Imitation sich selbst neue Fähigkeiten anzueignen. Mit anderen Worten: sie können keine Intentionen entschlüsseln. Sie leben in einer solipsistischen Welt; sie können zwar soziale Relationen erkennen und nutzen, sich aber nicht in ihre Artgenossen hineinversetzen, ihre Perspektive übernehmen, ihre Aufmerksamkeit mit ihnen teilen, kurz: es fehlt ihnen das Vermögen zur Intersubjektivität.

Dagegen kommen menschliche Babys, wie viele entwicklungspsychologische Studien gezeigt haben, mit einer ›readyness for communication‹ zur Welt. Da Menschen zu früh und höchst unfertig geboren werden, sind alle ihre basalen Fähigkeiten ausschließlich überlebensorientiert – ihr Gehirn, genauer gesagt: das Stammhirn

sorgt dafür, dass sie atmen können, dass sich ihr Herzschlag reguliert, ihr Stoffwechsel funktioniert, aber auch, dass sie vom ersten Moment an lernen und kommunizieren können. Auch diese letztere Fähigkeit ist essentiell, da menschliche Neugeborene die angemessene Betreuung durch ihre älteren Artgenossen viel intensiver und länger brauchen als andere Tiere. Sie existieren deshalb nicht als Individuen, sondern als Teil eines sozialen Netzwerks. »Das menschliche Gehirn ist das einzige Gehirn in der Biosphäre, das sein Potential nicht aus sich selbst heraus realisieren kann. Es muss Teil eines Netzwerks werden, bevor seine Eigenschaften entwickelt werden können.«²³

Deshalb können Babys von Anfang an ihre Befindlichkeiten ausdrücken – sie können schreien, strampeln etc., um auf sich aufmerksam zu machen, und ihr Gesicht und ihr körperlicher Ausdruck kann Anderen ihr emotionales Befinden anzeigen und diese Anderen dazu veranlassen, das Richtige mit ihnen zu tun. Sie können erstaunlicherweise auch vom Lebensbeginn an bestimmte Gesichtsausdrücke imitieren, sie können die Stimme der Mutter erkennen, sie können Geschichten oder Gedichte, die von der Mutter in der Zeit der Schwangerschaft laut vorgetragen worden waren, voneinander unterscheiden. Sie können sogar ihre Muttersprache von einer Fremdsprache unterscheiden. All das zeigt, dass sie auf Kommunikation gestellt sind und von ihrer biologischen Konstitution her in einer fundamentalen Bezogenheit auf ihre soziale Umwelt existieren. Ab einem Entwicklungsalter von etwa neun Monaten erweitert sich ihr kommunikatives Repertoire um die Fähigkeit zur Intersubjektivität, d.h. sie beginnen zu begreifen, dass die Anderen Perspektiven und Absichten haben, die von ihren eigenen verschieden sind. Sie können sich nun gemeinsam mit anderen (in der Regel der Mutter) auf etwas Drittes konzentrieren (»joint attention«), sie können sich mit Blicken, Lauten und Gesten darüber verständigen, worum es gerade geht; bei dem, was sie gerade tun, sichern sie sich kontinuierlich dadurch ab, dass sie die Mutter anblicken und auf diese Weise prüfen, dass man noch gemeinsam bei der Sache ist. Sie beginnen auch, Handlungen abzubrechen oder zu unterlassen, wenn ihnen der Blick oder die Haltung des Anderen sagt, dass das jetzt nicht gut oder wünschenswert ist.

Alles das können andere Primaten nicht, auch nicht etwas anderes sehr Wesentliches: auf Dinge zeigen, um Andere auf etwas aufmerksam zu machen. Diese scheinbar triviale Kompetenz bedeutet einen Unterschied ums Ganze, denn sie setzt voraus, dass der Andere ein intentionales Wesen ist, dessen Perspektive von der eigenen verschieden sein kann. Und zugleich setzt sie voraus, was praktisch dann jederzeit eingelöst wird: dass dieser Unterschied der Perspektiven durch gemeinsame Aufmerksamkeit aufgehoben werden kann. Die Erfahrung der gemeinsamen Aufmerksamkeit, der geteilten Gegenwart, der Überbrückung von Verschiedenheit fällt mit dem Erwachen des reflexiven Bewusstseins zusammen. Mit anderen Worten:

Die Erfahrung, dass wirklich oder wahr ist, worüber sich Gemeinsamkeit herstellen lässt, steht am Anfang des bewussten Seins. Wahrheit ist somit immer schon eine Kategorie der Intersubjektivität, eine ontogenetische Grunderfahrung; Wahrheit ist, worüber sich sozial Einigkeit herstellen lässt. Im Rahmen höherer Wissens- und Erkenntnissysteme lautet diese Definition: Wahrheit ist, worüber sich nach Kriterien sozial Einigkeit herstellen lässt.

Zusammengefasst: Geschichte ist die co-evolutionäre adaptive Entwicklungsumwelt des Menschen, deren Wirklichkeit und Wahrheit kommunikativ gebildet wird. Das heißt nichts anderes als dass erstens die Geschichtswissenschaft selbst Teil historischer Veränderungsprozesse ist und, zweitens, zur Geschichte nicht nur die Objektivität der Daten und Fakten zählt, sondern vor allem auch die Deutungen, Gefühle, Wünsche und Hoffnungen der Menschen, die historische Wirklichkeiten herstellen. Das Gedächtnis arbeitet nicht als neutraler Speicher, sondern bewertet seine Inhalte nach Maßgabe ihrer emotionalen Bedeutsamkeit, weshalb dieselben Tatsachen auf der Ebene von Erinnerung und Gedächtnis ganz unterschiedliche Bedeutung haben und ganz unterschiedliche Folgen haben können.

4. Eine Geschichte der Gefühle?

Was bedeuten die bislang angestellten Überlegungen für die Geschichtswissenschaft und welche Fragen resultieren aus ihnen?

Zunächst gilt der soeben definierte Wahrheitsbegriff für die Geschichtswissenschaften ebenso wie für Wissenschaft generell. Schließlich besteht Erkenntnisfortschritt in der beständigen Revision älterer Erkenntnisse zugunsten von neuen, und über deren Wahrheit und Geltung wird in der *scientific community* jeweils sozial und nach Kriterien Einigkeit hergestellt. Nun belehrt uns die Wissenschaftsgeschichte darüber, dass solche Kriterien ihrerseits normativ und sozial determinierten Wandlungen unterliegen, und zwar stärker, als es bei den basalen Modi der Fall ist, mit denen im Alltag Wahrheit ausgehandelt und festgelegt wird. Es braucht nur an die Geschichte der Eugenik und Rassenlehre erinnert zu werden, um klarzumachen, dass dominante wissenschaftliche Paradigmen an außerwissenschaftlichen Begründungszusammenhängen orientiert sind. Man macht es sich viel zu einfach, solche historischen *states of the art*, die international akzeptiert waren, ex post als pseudo-wissenschaftlich zu diskreditieren, weil sich ihr außerwissenschaftlicher Begründungszusammenhang verändert hat. Immanent betrachtet waren die Erkenntnisse der Eugenik genauso nach in der *scientific community* geteilten Kriterien zustande gekommen, gefördert und verbreitet worden wie in der Gegenwart zum Beispiel die Befunde der Stammzellforschung. Insofern ist der wissenschaftliche Wahrheits-

begriff höchst vulnerabel gegenüber gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und leider nicht nach Letztbegründungen definierbar.

Es kommt aber noch etwas hinzu, nämlich der Gebrauch, der von wissenschaftlichem Wissen gemacht wird. Wenn etwa der Nationalsozialismus, wie zum Beispiel von Rudolf Hess, als »angewandte Biologie« verstanden wird,²⁴ tritt wissenschaftliches Wissen in einen Raum des politischen Gebrauchs, und von da aus diffundiert es weiter, in Institutionen ebenso wie in private Aneignungs- und Deutungsprozesse. Auf diese Weise, und das ist am nationalsozialistischen Projekt eindringlich zu zeigen, amalgamiert es sich auch mit kollektiven und individuellen Wünschen, Hoffnungen und Utopien. So betrachtet, ist ein historisches Phänomen wie der Nationalsozialismus nicht zu verstehen, wenn man es von der Faktenseite her aufzuschlüsseln versucht, sondern nur dann, wenn auch die Geschichte der in ihm freigesetzten Gefühle, Wünsche, Hoffnungen, destruktiven Energien etc. rekonstruiert wird. Sozialpsychologisch ist das ein altes Programm, das von William I. Thomas zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts formuliert und in dem folgenden Diktum zusammengefasst wurde: »Wenn Menschen Situationen für real halten, dann *sind* diese in ihren Folgen real.«²⁵

Dieses Theorem hat zwei Implikationen für die Geschichtswissenschaft. Erstens, dass neben den objektiven, historischen und sozialen Handlungsbedingungen ihre subjektive Deutung von entscheidender Wichtigkeit dafür ist, welche Handlung schließlich vollzogen wird, und zweitens, dass diese Handlung dann allerdings reale Folgen hat. So handelt ein Paranoiker, der einen Geschichtsprofessor für den Agenten einer feindlichen Verschwörung hält und umbringt, objektiv ganz irrational. Für den Täter aber ist diese Tat höchst rational und sinnhaft und führt im übrigen auch dazu, dass der Professor wirklich tot ist.

Es ist nicht weiter schwierig, dieses Modell auf ein kollektives Phänomen wie die Vernichtung der europäischen Juden anzuwenden: »Die Nazis«, schreibt Hannah Arendt, »handelten wirklich so, als ob die Welt von Juden beherrscht sei und einer Gegenverschwörung bedürfe, um gerettet zu werden. Die Rassedoktrin war nicht mehr eine Theorie höchst zweifelhaften wissenschaftlichen Wertes, sondern wurde jeden Tag innerhalb einer funktionierenden Welt realisiert, in deren Rahmen es höchst »unrealistisch« gewesen wäre, ihren Realitätswert zu bezweifeln.«²⁶ Gerade die Handlungsgefüge totalitärer Systeme zeigen, dass die auf der Grundlage von Ungleichheitsvorstellungen oder rassistischen Konzepten entstehenden Handlungsfolgen nicht Bestandteile von Phantasiewelten, sondern von Wirklichkeit sind. Wenn also »der Jude« aus der Sicht rassenbiologischer oder völkischer Theorien als der Feind der Deutschen schlechthin erscheint, dann mag man das aus heutiger Sicht als pseudowissenschaftlich oder irrational kennzeichnen – zeitgenössisch bildete diese Wahrnehmung aber das Fundament dafür, Handlungen zu propagieren und zu

vollziehen, die den ganz und gar wirklichen Tod von Millionen von Menschen zur Folge hatte. Und nicht nur das. Sie führte auch dazu, dauerhaft eine Wirklichkeit zu etablieren, in der die Gruppe, die zu Opfern gemacht wurde, fürderhin primär im Rahmen dieser Definition wahrgenommen wird: »Man erinnert sich ihrer hauptsächlich im Sinne dessen, was ihnen allen widerfuhr.«²⁷

Das, was in der Außensicht als völlig irrational, ja grotesk erscheint, kann in der Binnensicht der Akteure den Status absoluter Wirklichkeit haben. Ein anderes Beispiel: Das Massaker von My Lai, in dem fast ausschließlich Kinder, Frauen und Greise getötet wurden, war als einer der spektakulärsten Massenmorde im Rahmen des Vietnamkriegs Gegenstand mehrerer gerichtlicher Untersuchungen. Die Vernehmungsprotokolle spiegeln die Wahrnehmung, man habe *Gegner* getötet, bis ins Groteske wider – wie im folgenden Protokoll:

- A. Ich habe mein M 16 auf sie gehalten.
- F. Warum?
- A. Weil sie hätten angreifen können.
- F. Es handelte sich um Kinder und Babys?
- A. Ja.
- F. Und sie hätten angreifen können? Kinder und Babys?
- A. Sie hätten Handgranaten haben können. Die Mütter hätten sie auf uns werfen können.
- F. Die Babys?
- A. Ja.
- F. Hatten die Mütter die Babys auf dem Arm?
- A. Ich glaube ja.
- F. Und die Babys wollten angreifen?
- A. Ich habe jeden Moment damit gerechnet, dass sie einen Gegenangriff machen würden.²⁸

Eine solche Aussage erscheint völlig absurd, geradezu irre. Eine Rekonstruktion der Binnenperspektiven US-amerikanischer Soldaten in Vietnam zeigt aber, dass einer solchen Wahrnehmung ein extremes Maß an Orientierungslosigkeit und Kontrollverlust zugrunde liegt, das daraus resultiert, dass man auf die Bedingungen des Dschungelkampfes nicht vorbereitet war und mit den Partisanenkampftechniken des Vietcong nicht umgehen konnte²⁹ – dass also der ganze Handlungsraum als bedrohlich empfunden wurde. Das Phantasma vom angreifenden Baby, das sich in nicht wenigen Aussagen von Veteranen findet, entstand offenbar durch die Diffusität der wahrgenommenen Bedrohung, die vom Vietcong ausging. Die Bedrohung durch diesen oft unsichtbaren Feind wird als umfassend empfunden, und eine solche

diffuse und verallgemeinerte Bedrohung löst ein starkes Gefühl von Kontrollverlust und Orientierungslosigkeit aus. Die Maßlosigkeit des flächendeckenden Einsatzes von *Agent Orange* zur Entlaubung des Dschungels, also zur Herstellung von Übersichtlichkeit, legt ebenso Zeugnis ab von dem Gefühl einer unkalkulierbaren, aber totalen Bedrohung wie die Phantasien, Vietcongfrauen trügen Rasierklingen in der Vagina und Babys könnten Handgranaten werfen. Jeder, so die Bedrohungsphantasie, ist eigentlich ein getarnter Feind, der zu allem entschlossen ist.

Flankiert wurde diese Orientierung durch die militärstrategische Entbindung von den Regeln des konventionellen Krieges, die das Töten von Zivilisten in den Rang einer vielleicht bedauerlichen, aber keineswegs verbotenen Begleiterscheinung des Kampfes hob: die Strategie des »search and destroy«, der »free fire zones«³⁰ und des »body count«, der Messung des Kampferfolgs an der Zahl der Toten. Das kam einer wahrhaft tödlichen Mischung gleich, und vor diesem Hintergrund erscheint die phantasmagorische Wahrnehmung, dass selbst Babys Vietcong seien, weniger abstrus – unterschiedslos Opfer zu machen ist hier sowohl subjektiv wie objektiv funktional, weil es die Übersichtlichkeit erhöht. Was also von außerhalb einer Situation als grotesk, bizarr und absurd erscheint, mag für diejenigen, die sich *in* der Situation befinden, höchst plausibel, realistisch und vernünftig erscheinen. Und diese Wahrnehmung ist ausschlaggebend dafür, dass die Soldaten es für sinnvoll halten, Babys zu töten.

Ebenso wie Wahrnehmungen von Situationen unausweichlich partikular sind, so sind es Erinnerungen an diese Situationen – die Neurowissenschaft spricht von einer Kongruenz zwischen Einspeicherung und Abruf –, und genau darauf gehen die zahlreichen Erinnerungskonflikte zwischen Geschichtswissenschaft und Zeitzeugen zurück, wie sie gerade im Zusammenhang gewaltförmiger historischer Ereignisse regelmäßig auftreten und wie sie sich in der Bundesrepublik aktuell in der Renaissance deutscher Opfererinnerungen nach einer langen Periode der Thematisierung von Täterhandeln zeigen. Erinnerungen und die mit ihnen immer verbundenen Gefühle sind historische Produktivkräfte – emotionale Bezüge zur erinnerten Vergangenheit gestalten den gegenwärtigen Gebrauch, den man von dieser Vergangenheit macht. Zudem ist Erinnerungspolitik selbst zu einer wichtigen Arena politischer Aushandlungsprozesse geworden, und zwar sowohl inner- als auch zwischenstaatlich.

Von dieser Seite her wächst der Geschichtswissenschaft ein neuer Gegenstandsbereich zu, und man kann es als glücklichen Umstand betrachten, dass schon vor über einem Jahrzehnt höchst erfolgreich der Vorschlag gemacht wurde, die Ereignisgeschichte um die Gedächtnisgeschichte zu ergänzen.³¹ Sozialpsychologisch gewendet ist die Gedächtnisgeschichte eine Geschichte des Deutens, Fühlens und Hoffens und eine Geschichte der Schlussfolgerungen, die aus Interpretationen, Gefühlen und Hoffnungen gezogen wurden. »Die Handlungsfolgen von gestern sind

die Handlungsbedingungen von heute«, so hat es Johan Goudbloem formuliert, und diese Formulierung unterstreicht noch einmal die Notwendigkeit, die historische Produktivkraft von Erinnerungen und Gefühlen in den Gegenstandsbereich der Geschichtswissenschaften einzubeziehen.

In diesen Phänomenbereich gehört auch das, was Ernst Bloch »Ungleichzeitigkeit« genannt hat – was als unabgeholte Zukunftshoffnung in wahrgenommenen Vergangenheiten gesteckt hat und investiert war, und psychologisch nicht einfach aufhört zu existieren, wenn sich die Verhältnisse ändern. Jede Handlung in einer Gegenwart enthält einen Vorausgriff auf etwas Zukünftiges – eine Antizipation dessen, was durch die Handlung einmal erreicht sein wird oder erreicht sein soll. Alfred Schütz hat das »antizipierte Retrospektion«³² genannt, grammatisch gibt es dafür die komplexe Konstruktion des Futurum II: Es wird gewesen sein. Die Wirkungsweise dieses prospektiven Aspekts von Handlungen lässt sich daran ablesen, dass Menschen sehr lange und teilweise sogar transgenerational Hoffnungen verbunden bleiben, die sich historisch längst erledigt haben.³³ Es steckt also, und davon legt die Tradierungsforschung vielfältig Zeugnis ab, allerhand Unabgeholtes aus der Vergangenheit, das in der Gegenwart wirksam werden kann – und vergangenheitspolitische Rückgriffe auf historische Zentralereignisse oder auch auf »invented traditions«³⁴ geben Auskunft darüber, wie leicht es ist, von nicht eingelösten Hoffnungen politischen Gebrauch zu machen und diese wiederum als historische Produktivkräfte zu nutzen.

Ein letzter Punkt: Ich habe einmal einen Vortrag eines experimentellen Archäologen gehört, der unter anderem über seine gescheiterten Versuche berichtete, mit eisenzeitlichen Öfen Eisen zu produzieren. Wie genau man die Geräte auch zu rekonstruieren versuchte – die Archäologen scheiterten regelmäßig daran, in den Öfen die erforderlichen Schmelztemperaturen zu erzeugen. Kein Eisen. Die Suche nach den Ursachen des Scheiterns war zum Zeitpunkt des Vortrags noch nicht abgeschlossen, das Ergebnis der experimentellen Forschung mithin noch offen. Der Referent ging allerdings davon aus, dass es ein Ergebnis geben *müsse*, schließlich habe es zur fraglichen Zeit Eisen gegeben. Ein Zuhörer gab daraufhin zu bedenken, dass es um dieselbe Zeit herum nachweislich eine auffällige Häufung von Meteoriteneinschlägen gegeben habe, und Meteoriten enthalten häufig Eisen. Deshalb könne es doch möglich sein, dass das für Schmuck, Geräte und Schwerter verwendete Eisen gar nicht geschmolzen wurde, sondern vom Himmel gefallen war. Der Referent war erschüttert; auf diese Idee war er nie gekommen.

Ich nehme an, dass der Einwand des Zuhörers auf freier Erfindung beruhte, aber er ist geeignet, auf ein gewichtiges historisches Erkenntnisproblem aufmerksam zu machen. Wenn wir es im Beispiel der Existenz von Eisen lediglich mit einer Koinzidenz von Ereignissen zu tun hätten, die miteinander nicht zusammenhängen, wie soll ein Historiker darauf kommen, dass die Öfen in Wahrheit gar nichts taug-

ten? Oder allgemeiner: Wie beurteilt ein Historiker, ob die Dinge und Zusammenhänge, die er untersucht, zum Zeitpunkt ihrer Entstehung funktionierten oder sinnvoll waren? In der Gegenwart sind wir es gewohnt, davon auszugehen, dass vieles nicht funktioniert: Brückenteile laufen im Augenblick ihrer vorab berechneten Zusammenfügung pfeilgerade aneinander vorbei, aufwendig konzipierte Mautsysteme funktionieren wegen Überkomplexität nicht, Autos müssen in riesiger Stückzahl zurück in die Werkstätten gerufen werden, neue Computerprogramme bringen die Anwender zur Verzweiflung. Fehlplanungen, Konstruktionsfehler, Schlampereien oder technokratische Hybris gehören zu den Wahrscheinlichkeiten der Gegenwart, aber in der Geschichte rechnet man nicht mit ihnen. Die Historiker betrachten ihre Gegenstände prinzipiell so, als ob sie sinnvoll gewesen seien und funktioniert hätten, und mir scheint, der Geschichtswissenschaft fehlt der Begriff für diese Dimension historischer Kontingenz: dass schon zeitgenössisch kompletter Unsinn gewesen sein kann, womit sie sich nun nach Maßgabe ihrer eigenen Sinnerschließungsbedürfnisse beschäftigt. Die Geschichtswissenschaft unterliegt einer professionellen Deformation – sie appliziert nachträglich Sinn auch dort, wo möglicherweise nie einer gewesen ist. Diese retroaktive Teleologie könnte ein erkenntnistheoretisches Problem sein, verwandt mit jenem, dass ihr einstweilen noch das Sensorium für die historische Produktivkraft der Gefühle abgeht.

5. Fragen an die Geschichtswissenschaft

Diese Revue erinnerungstheoretischer und sozialpsychologischer Bemerkungen über Geschichte und Geschichtswissenschaft lässt sich in fünf Fragen an die Geschichtswissenschaft zusammenfassen:

Erstens: Was fängt sie mit dem Problem an, dass sie unweigerlich in den Gegenstand involviert ist, den sie untersucht?

Zweitens: Wie verhält sie sich zu dem Befund, dass Wahrheit eine Funktion sozialer Übereinkunft und als solche historisch kontingent ist?

Drittens: Welche Verfahren hat sie anzubieten, um falsche Annahmen und sinnlose Handlungen zu identifizieren?

Viertens: Wie wäre die historische Produktivkraft des Gedächtnisses und der Gefühle systematisch in ihren Gegenstandsbereich einzubeziehen?

Fünftens: Was kann sie systematisch dagegen tun, dass sie retroaktiv mehr Sinn in die Geschichte zu legen neigt, als in dieser vorhanden war?

Aus der naiven Sicht eines Nichthistorikers scheinen mir das interessante Fragen, aber vielleicht ist das alles längst durchreflektiert. Außerdem bin ich selbst noch eine

Antwort schuldig, was das alles mit der Frage zu tun hat, wozu wir uns erinnern. Wie gesagt, wir erinnern uns, um uns in einer Gegenwart zu orientieren. Dabei konstruieren wir Vergangenheiten und Erinnerungsbestände, deren wir uns utilitaristisch und opportunistisch bedienen. Dabei verwenden wir bestimmte, fiktive oder faktische Elemente von Vergangenen, andere ignorieren wir, lassen sie fallen oder vergessen sie. Die herangezogenen Elemente montieren wir und dann prüfen wir, ob die Montage funktioniert; und wenn es dabei all zu konflikthaft wird, wird solange umfiguriert, bis Übereinstimmung, das heißt Funktionsfähigkeit hergestellt werden kann. Mit all diesen Operationen wird Geschichte geschaffen, modifiziert, revidiert, heraufgeholt oder vergessen.

Die Geschichtswissenschaft als Erinnerungsagentur folgt exakt diesem Muster und mit ihrem professionellen Vorgehen entwirft sie nicht selten ein Bild von der Vergangenheit, das radikal von der partikularen Erinnerung der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen abweicht. Darin liegt ihre Stärke: in der Herstellung von Zusammenhang. Aber sie bleibt doch unausweichlich in dem Zirkel gefangen, dass sie im selben Zug die Geschichte erst schafft, die sie analysiert. Deshalb wäre die letzte Frage, ob das eigentlich ein Problem ist. Ich glaube nicht. Wenn die Überlegungen zutreffend sind, die ich über die co-evolutionäre Entwicklung der Menschen referiert habe und sich Geschichte tatsächlich als ein Wandlungskontinuum permanent sich neu schaffender Entwicklungsumwelten verstehen lässt, dann kann sie, wie alle Sozialwissenschaft, gar nichts anderes sein als Teil jenes Zusammenhangs, den sie untersucht. Daraus resultiert eine strikte epistemologische Anweisung zur Reflexion über die eigenen Erkenntnismittel und den Beobachterstandpunkt. Im übrigen sollte man sich von dem Gedanken verabschieden, dass man transtemporale Wahrheiten bergen könne, wenn man Geschichte als Wissenschaft betreibt. Ich glaube nicht, dass es solche Wahrheiten in sozialen Räumen dauerhaft gibt, und Geschichte ist, als Noosphäre, eben der soziale Raum schlechthin.

Anmerkungen

- 1 Das prozedurale Gedächtnis ist im wesentlichen das Gedächtnis erlernter körperlicher Vollzüge. Es exekutiert Bewegungsabläufe einfachster und komplexester Form, vom Knacken einer Nuss bis zum Klavierspielen. Das Priming-Gedächtnis ist ein Gedächtnissystem, das unterhalb der Bewusstseinsschwelle Informationen aufnimmt, das perzeptuelle Gedächtnis verarbeitet Wahrnehmungen, was ebenfalls ein zu großen Teilen unbewusst ablaufender Vorgang ist (Endel Tulving, Episodic memory: from mind to brain, in: *Annual Review of Psychology* 53 (2002), 1-25; Endel Tulving u. Hans Markowitsch, Episodic and declarative memory: role of the hippocampus, in: *Hippocampus* 8 (1998), 198-204; Hans Markowitsch u. Harald Welzer, *Das autobiographische Gedächtnis*, Stuttgart 2005 (im Erscheinen).
- 2 Markowitsch u. Welzer, *Gedächtnis*, wie Anm. 1.
- 3 Merlin Donald, *A mind so rare. The evolution of human consciousness*, New York u. London 2001.

- 4 Daniel L. Schacter, The seven sins of memory, in: *American Psychologist* 54 (1999), 182-201.
- 5 Ebd., 184.
- 6 Ebd., 188.
- 7 Ebd., 114 ff.
- 8 Harald Welzer, *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*, München 2002, 34 ff.
- 9 Benjamin Wilkomirski, *Bruchstücke*, Frankfurt am Main 1996.
- 10 Aleida Assmann, Wie wahr sind Erinnerungen? in: Harald Welzer, Hg., *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg, 103-122.
- 11 Frederic Bartlett, *Remembering. A study in experimental and social psychology*, Cambridge 1997 (1932), 66.
- 12 Torsten Koch u. Harald Welzer, Weitererzählforschung, in: Thomas Hengartner u. Brigitta Schmidt-Lauber, Hg., *Leben – Erzählen. Beiträge zur Biographie- und Erzählforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann zum 65. Geburtstag*, Berlin 2004.
- 13 Wolfgang Hell, Gedächtnistäuschungen. Fehlleistungen des Erinnerens im Experiment und im Alltag, in: Ernst Peter Fischer, Hg., *Gedächtnis und Erinnerung*, München 1998, 274.
- 14 John Kotre, *Der Strom der Erinnerung*, München 1998.
- 15 Johannes Fried, *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*, München 2004.
- 16 Ebd., 393.
- 17 Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt am Main 1991.
- 18 Michael Tomasello, *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*, Frankfurt am Main 2002.
- 19 Norbert Elias, *The Symbol Theory*, London u. a. 1991; Julian Huxley, *The Uniqueness of Man*, London 1941; Julian Huxley, *Evolution in Action. Based on the Patten Foundation Lectures delivered at Indiana University in 1951*, London 1953.
- 20 Huxley, *Evolution*, wie Anm. 19.
- 21 Tomasello, *Entwicklung*, wie Anm. 18, 26 ff.
- 22 Ebd., 41.
- 23 Donald, *Mind*, wie Anm. 3, 324 (Übersetzung H. W.).
- 24 Robert Proctor, *Racial hygiene. Medicine under the Nazis*, Cambridge 1988.
- 25 William I. Thomas u. Dorothy S. Thomas, *Die Definition der Situation*, in: Heinz Steinert, Hg., *Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie*, 336-343, Stuttgart 1973.
- 26 Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München 1986, 573.
- 27 Raul Hilberg, *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945*. Frankfurt am Main 1992, 10.
- 28 Zit. nach David Anderson, Hg., *What really happened, in ders., Hg., Facing My Lai. Kansas 1998*, 2 (Übersetzung H. W.).
- 29 Bernd Greiner, *A Licence to Kill. Annäherungen an das Kriegsverbrechen von My Lai*, in: *Mittelweg* 36, 7, (1998) 5.
- 30 »Search and destroy« bezeichnet das Aufspüren und vollständige Zerstören von »Widerstandsnestern«, Waffenlagern, Verstecken, etc. Die Erklärung von Kampfgebieten zu »Free Fire Zones« bedeutete, dass innerhalb dieser Zonen auf jeden geschossen werden durfte, der das Pech hatte, sich in einer solchen Zone zu befinden, egal, ob er Soldat, Kind oder Greis war. Vgl. Greiner, *A Licence*, wie Anm. 29, 5.
- 31 Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, München 1992.
- 32 Alfred Schütz, *Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen*, in: *ders., Gesammelte Aufsätze*, Band II, Den Haag 1972, 268.
- 33 Harald Welzer, *Albert Speers Erinnerungen an die Zukunft*, in: Jürgen Straub, Hg., *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein*, Frankfurt am Main 1998, 389-403.
- 34 Eric Hobsbawm u. Terence Ranger, Hg., *The invention of tradition*, Cambridge 1983.